

Sturz ins Leere

UNTERWEGS

Wer zählt die Löcher, nennt die Straßen?



Die Fahrt zum Bahnhof ist nicht besonders weit, nur ein paar Kilometer über eine vierspurige, vielbefahrene Straße. Aber die hat es seit Neuestem in sich. Und zwar tief in sich: „Pass auf!“, schreit die Gattin auf dem Beifahrersitz so panisch auf, als würde ein kleines Kind vor unsere Kühlerhaube laufen oder zumindest eine lebensmüde Katze. Und Ka-dong! Schon schlägt der rechte Vorderreifen knallend in ein tiefes Schlagloch im Asphalt. Gott! Was für ein Schreck! Der arme Wagen.

Doch das ist nur der Anfang. Gleich kommt noch ein Loch, und dann noch eins, direkt hinter der Ampel. Es ist ein offensichtlich frisch gesprengter Krater, schlimmer noch als die anderen. Und wumms! kracht das Vorderrad bis zur Felge hinein. Bei den Preisen für Autoreifen muss ich kurz an Charlie Chaplin als Glaser denken und an den cleveren Straßenjungen in „The Kid“, der die Fenster-scheiben in der Nachbarschaft einwirft, um Charlies Geschäft ein wenig zu beleben. Haben Reifenhändler heutzutage so etwas vielleicht auch schon nötig? Ist diese massive Schlaglochlagerung seit Neuestem etwa Absicht? Und wie viele sind es inzwischen wohl schon?

Eine alte Melodie kommt mir in den Kopf und der Text dazu: „I read the news today, oh boy, four thousand holes in Blackburn, Lancashire...“ Genau. Viertausend Schlaglöcher in der englischen Stadt Blackburn, die auf harmlose englische Autoreifen lauerten, diese Zeitungsnachricht soll John Lennon damals zu seinen Zeilen inspiriert haben.

Doch das war damals. In England. Heute dagegen, hier in Deutschland, kann es da wirklich sein, dass man langsam schon heilfroh wäre, wenn wirklich nur lausige 4000 Löcher auf den Straßen von Bielefeld, Bremen oder Berlin herumliegen würden? Und nicht gefühlte und durchgerüttelte 40 000? In England wusste man wenigstens noch, „how many holes it takes to fill the Albert Hall“. Aber inzwischen bin ich mir nicht mehr sicher, ob auch alle deutschen Schlaglöcher zusammen noch in die Berliner Philharmonie passen.

RICHARD CHRISTIAN KÄHLER

Bitte anschnallen!

Symposium befasst sich mit Sicherheit von Omnibussen

Omnibusse gelten als sichere Verkehrsmittel, doch spektakuläre Unfälle erregen immer wieder die Öffentlichkeit. Wenn von 2013 an der Fernlinienverkehr mit Omnibussen in Deutschland liberalisiert wird, stellt sich daher die Frage mit besonderer Dringlichkeit: Wie sicher sind Busse wirklich? Eine eindeutige Antwort darauf fand sich zwar nicht bei einem Symposium, zu dem das Deutsche Institut für Qualitätsförderung (DIQ) geladen hatte. Doch für viele Beteiligte besteht Handlungsbedarf. Da ist zum einen der Gesetzgeber, der inkonsistente und veraltete Vorschriften überarbeitet muss. Da sind zum anderen die Busunternehmen, die unter großem Konkurrenzdruck stehen, aber eher in Komfort für die Fahrgäste investieren als in Sicherheitsmerkmale wie Abstands-Tempomaten oder Spurassistenten.

Von 2015 an werden auf Europas Straßen immerhin Notbremsassistenten für Busse Pflicht. Allerdings nur für neue Fahrzeuge. Doch am Beispiel Sicherheitsgurt zeigt sich, dass es sehr lange dauert,



Alptraum aller Eltern: Busunfall mit Schulkindern bei München. FOTO: DPA

bis sich solche neuen Vorschriften in der Fläche durchsetzen. Obwohl die Gurtpflicht schon 1999 eingeführt wurde, sind noch immer viele alte Busse ohne diese Sicherheitsausrüstung unterwegs, ausgerechnet im Schulbusverkehr werden oft ältere Fahrzeuge eingesetzt. Dabei könnte gerade das Anschnallen die Folgen vieler Unfälle erheblich mildern, so der Dekra-Unfallforscher Alexander Berg.

Burkhard Köhler, Nutzfahrzeugexperte der Berliner Polizei, kritisierte, dass viele Busse mit erheblichen Sicherheitsmängeln unterwegs seien. Das Spektrum reiche von ausgeschlagenen Lenkungsteilen über verschlissene Bremskomponenten bis hin zu defekten Luftfederungen. SZ

Jahr für Jahr sterben im Schweizer Lauterbrunnental Basejumper, also Springer, die mit speziellen Fallschirmen von den steilen Felswänden starten. Soziologen sehen in solchen Hochrisikosportarten die Suche nach Gewissheiten in der modernen Gesellschaft. Eine Fall-Studie

VON BIRGIT LUTZ

Basejumper sind verrückt. Wahnsinnig. Riskieren ihr Leben und das Leben ihrer Retter. Wenn so einer abstürzt, dann braucht es kein Mitleid. Dann ist er einfach selber schuld. Solche Sätze hört man oft über Basejumper. Wenn sich ein Schirm nicht geöffnet oder sich gedreht hat. Wenn der Springer auf dem Boden aufgeschlagen oder gegen Felsen geprallt ist. Wenn also ein Mensch gestorben ist.

Lauterbrunnental. Das Schweizer Tal nahe Interlaken ist einer der berühmtesten Plätze der Welt, wenn es um Basejumpen geht. Die Felswände rechts und links ragen senkrecht bis zu 800 Meter auf. Glaubt man, was über Lauterbrunnen bereits berichtet wurde, rechnet man sekundlich damit, dass es in der Luft zu pfeifen beginnt, ehe ein Basejumper vors Auto stürzt. Sirenengeheul ist es, was man hier erwartet. Das Tal des Todes wurde Lauterbrunnen schon genannt. Man erwartet coole Springer und wütende Retter. Man macht sich also auf, diese Verrückten hier zu treffen. Und findet nichts von alledem.

Man findet Martin Schürmann an einem Absprungpunkt. Er ruft einen Freund an einem benachbarten Platz an. Damit sie sich in der Luft nicht in die Quere kommen. Ein schwarzer Sprung ist das, einer der schwierigen. Hier muss man wissen, was man macht, sagt Schürmann. Weil die Wand nicht senkrecht abfällt. Man muss weit hinauspringen, um nicht am Felsen zu landen. Schürmann macht keine coolen Sprüche. Er hat den ganzen Morgen noch kein einziges Mal gelächelt. Jetzt steht er auf diesem Felsen, sagt: „Diesen Sprung mache ich für Markus Wyler.“ Mehr sagt er nicht.

Man findet Bruno Durrer. Durrer ist Arzt in Lauterbrunnen. An der Anmeldung seiner Praxis erklärt er auf Schwyzerdeutsch einer Touristin ihre Medizin. Manchmal hat er morgens einen positiven Schwangerschaftstest zu vermelden und am Nachmittag einen toten Bergsteiger zu bergen. Das sei das normale Spannungsfeld eines Arztes in einer Region wie dieser, sagt er. „Ein Teil der Unfälle im Bergsport ist tödlich, damit müssen Ärzte leben“, sagt er. Früher ist er selbst Fallschirm gesprungen und schwierige Bergtouren gegangen. „Ich kann gut nachvollziehen, dass Basejumpen Freude macht“, sagt er. „Es ist das Privileg der Jungen, neue Grenzen zu suchen.“ Dass Basejumpen umstritten ist, liegt für ihn daran, dass es eine junge Sportart sei, zu der viele keinen Zugang haben. Als 1938 die jungen Männer durch die Eiger Nordwand stiegen, habe es im Tal auch geheißt, das müsse man verbieten.

„Ein Teil der Unfälle im Bergsport sind tödlich. Damit müssen wir als Ärzte leben“

Martin Schürmann springt also. Es hängt Nebel im Tal, Schürmann spannt die Arme aus, macht drei Schritte den steilen Felsblock hinab, stößt sich kräftig ab und fliegt durch die Schwaden, ein feines Surren, dann ist er weg. Oben bleibt man atemlos zurück. Das war er, der Sprung für Markus Wyler. Der war einer der besten Freunde Schürmanns. 37 Jahre alt. Basejumper seit 2006. Im Juni ist er abgestürzt, an einem sogenannten Exitpoint ein Stück weiter unten. Er hat es nicht geschafft, den Fallschirm zu öffnen. Und weil seine Eltern es nicht schafften, ihren Sohn zu identifizieren, hat das Schürmann für sie gemacht.

Denn Schürmann ist nicht nur Basejumper. Er ist Bergführer. Bergretter. Mit der Schilthornbahn fährt man ihm ins Tal hinterher, wo er am Parkplatz seinen Schirm zusammenlegt. Seine Bergführerkollegen hatten Mühe mit dem Basejumpen, sagt er. Mühe haben, das sagen Schweizer, wenn etwas schwierig ist. Er nahm also seinen Schirm mit zur Bergrettungsstation und packte ihn dort. Sorgfältig, stundenlang. „Dann sehen die Leute, wie seriös man an diese Sache herangeht.“ Stellen Fragen. „Und je mehr sie wissen, umso mehr verstehen sie.“ Bei seinen Kunden sei das genauso. „Die finden das spannend. Verrückt, das sagen die Leute, die sich noch nie damit beschäftigt haben.“ Als Bergretter hat er schon tödlich verunglückte Basejumper geborgen. Warum er weiterspringt? „Ich habe auch schon oft abgestürzte Bergsteiger holen müssen. Das heißt ja nicht, dass ich deswegen nicht mehr in die Berge gehe. Das ist für mich nichts anderes.“

Durrer sagt, viel werde aufgebaut. Seit 1994 hat es im Lauterbrunnental 187 Unfälle von Basejumpen gegeben, und die müsse man differenziert betrachten. 42 der Springer konnten unverletzt gerettet werden. „Die pflücken wir dann aus den Felswänden, und das ist natürlich speziell. Aber wir wissen, was wir tun. Das ist ungefährlicher, als einen Bergsteiger aus einer Gletscherspalte zu holen.“ In den letzten Jahren sind durchschnittlich drei Springer gestorben. „Natürlich sind das immer drei Unfälle zu viel“, sagt Durrer. Doch seien die Sprunghöhen massiv gestiegen. Schätzungen reichen bis 20 000 pro Jahr. „Am Grim-“

Digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jede Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de



Sprung vom Pilz: Alpinist Stephan Siegrist springt nach der ersten Rotpunktbegehung der Kletterroute „Magic Mushroom 7c+“ von einem exponierten Felsen in der Eiger-Nordwand. FOTO: VISUALIMPACT.CH/CORY RICHARDS

Die Freiheit der Entscheidung

Warum liegen manche Menschen lieber auf dem Sofa, während andere von Felsen springen? Jens Kleinert, Professor für Sport- und Gesundheitspsychologie an der Sporthochschule Köln über die unterschiedlichen Wege des Menschen, glücklich zu werden.

SZ: Was bewegt Menschen, sich freiwillig großen Gefahren auszusetzen?

Jens Kleinert: Die Gründe sind vielschichtig. Ganz sicher kann man das nicht auf den Typus der Persönlichkeit reduzieren. Das Konzept der sogenannten *sensation seekers*, also Menschen, die besonders stark nach körperlichen oder psychischen Reizen streben, hat keine ausreichenden Erklärungen geliefert.

Was steckt dann dahinter?

Eine große Rolle spielen das aktuelle Erleben und das Bedürfnis nach einem Flow-Erlebnis. Das heißt, ich mache etwas, was ich in hohem Maße beherrsche – weil ich mich akribisch vorbereite. Das Vorbereiten und das Beherrschen der Situation führen zu einem hohen Glücksgefühl, dem Flow-Erlebnis.

Geht es den Menschen dabei um Macht?

Nein, es geht um Kontrolle und Autonomie. Der Mensch hat ein hohes Bedürfnis nach frei-

heitlicher Entscheidung. Bei Basejumpen ist die Entscheidungsfreiheit – wann springe ich, wann ziehe ich den Schirm – ganz bei der Person. Um dieses Gefühl geht es.

Kann man süchtig danach werden?

Es gibt keinen Grund, solches Verhalten als Suchtverhalten zu kennzeichnen. Es ist mehr ein psychisches Bedürfnis. Man empfindet trotz Aufregung ein intensives Glücksgefühl, bewertet hohe Anspannung positiv – und diese positive Bewertung möchte man immer wieder haben. Darüberhinaus versichert sich der Mensch so seiner Existenz und Kompetenz: Ich bin ich und ich bin hinreichend gut. Das versucht der Mensch eigentlich immer – auch beim Putzen, bei allem, was wir tun.



Jens Kleinert, 48, ist Professor für Sport- und Sozialpsychologie an der Deutschen Sporthochschule in Köln.

Wie kann man sich durch Basejumpen seiner eigenen Identität versichern?

Jeder Mensch definiert sich als Individuum und Teil einer Gemeinschaft. Das bestätigt er mit bestimmten Verhaltensweisen. Wenn ich mich von anderen abgrenze, ist so ein Verhalten ein Mittel dafür. Gleichzeitig ordne ich mich denen zu, die ähnliches tun. Abgrenzen und Zuordnen sind identitätsstiftend.

Manche Menschen nennen das krank.

Nun, psychische Störung ist genau durch das Gegenteil gekennzeichnet. So glauben Menschen, die an Schizophrenie leiden teils, es gibt sie gar nicht, sie sind nicht existent. Das heißt, es ist für unsere psychische Gesundheit existenziell, dass wir uns als lebendig und vital erleben. Die Art, wie ein Mensch das erreicht, ist sehr unterschiedlich. Jeder Mensch findet einen anderen Weg, um sich lebendig zu erleben, beim Boxen, beim Malen, beim Spielen mit seinen Kindern.

Warum wählen manche eine so riskante Art?

Weil sie diesen Weg als besonders befriedigend erlebt haben. Die Art, wie wir unsere Bedürfnisse befriedigen, erlernen wir. Und diese Menschen haben eben diese Methode für sich gefunden. BILU